

## **Karl May im Aufbruch in die Moderne**

Wissenschaftliches Symposium 2. bis 4. März 2012, Literaturhaus Leipzig

In seinem Grußwort freute sich der Vorsitzende der Karl-May-Gesellschaft Johannes Zeilinger darüber, zahlreiche Teilnehmer (etwa 70-80) im Haus des Buches in Leipzig zu begrüßen. In seinem Grußwort begründete er die Wahl des Tagungsortes mit der Bedeutung der Stadt für die Buchproduktion und der Biografie des Autors.

Der wissenschaftliche Leiter des Symposiums, Hartmut Vollmer, stimmte die Gäste auf das Thema ein: Auf das noch wenig bekannte und unzureichend erforschte Spätwerk des Erfolgsschriftstellers Karl May.

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betrachtung steht nicht der bekannte Autor populärer Reiseromane, sondern der Verfasser eines symbolisch-allegorischen Spätwerks, das eingeleitet wurde durch seine große Orientreise 1899/1900. Seitdem beschritt der Autor neue Wege mit dem Ziel hoher ästhetischer und ethischer Ideale.

Die von Max Weber stammende Definition, auf die sich immer wieder Referenten bezogen, beschreibt die Moderne als neue Zeit, die alte Traditionen hinter sich lasse, alten Ballast abwerfe. Verbunden sei sie allerdings mit einer gewissen Nervosität und Hektik.

Die folgende Übersicht beschreibt Vorträge, die sich mir besonders eingeprägt haben. Es handelt sich dabei um eine subjektive Auswahl, andere Teilnehmer mögen zu einer ganz anderen Einschätzung kommen.

Im ersten Beitrag der Vortragsreihe sprach Wolfram Pyta in „Karl May und die Idee der Rassenverbrüderung“ von einer Diskussion, die in den 1890er Jahren begann. Zu dieser Zeit diskutierte man über die Reinheit der Rasse. Daraus entwickelte sich eine Richtung, die in Hitlers Rassenideologie gipfelte. Zugleich gab es andere Tendenzen, für die auch Karl May stand. Für ihn ging es um die „Verbrüderung“ der Rassen, die Idee einer indianisch-germanischen Rasse, denn die Yankee-Mentalität des schnellen Geldes war ihm zuwider. Auch andere Autoren dieser Zeit sahen in Amerika den Ausgangspunkt dieser neuen Idee. Mit „Americana“ beschrieben sie eine künftige Zivilisation, die die alten Vorurteile überwinden helfen sollte.

Peter Brenner machte in seinem Vortrag „Der Abenteurer als Friedensheld: Karl Mays „Und Friede auf Erden“ zunächst mit dem historischen Hintergrund vertraut. Der sogenannte „Boxeraufstand“, der aus heutiger Sicht eigentlich als „Boxerkrieg“ bezeichnet werden sollte, war der Aufstand von Chinesen, die sich gegen ihre Besatzer auflehnten, denn die damaligen Großmächte, vor allem England, hatten China in Einflusszonen aufgeteilt. Nur Deutschland war nach dem damaligen Verständnis als Kolonialmacht zu kurz gekommen. Die wenigen deutschen Kolonien hatten keine wirklich strategische Bedeutung. Mit dem „Boxerkrieg“ schickte das Deutsche Reich erstmalig Truppen in ferne Länder vor dem Hintergrund der sogenannten „Hunnenrede“ Wilhelms II., wobei eigentlich nicht klar war, welche Ziele das wilhelminische Deutschland mit Soldaten in China verband. Das Ende des Boxerkriegs ist bekannt. Die ausländischen Truppen schlugen den Aufstand blutig nieder. Der deutsche Anteil soll sich allerdings darauf beschränkt haben, an erster Stelle der abziehenden Soldaten zu marschieren.

Der bekannte Verleger Kürschner wollte den Sieg wenigstens publizistisch groß herausbringen mit Buchtitel „China“. Kürschner plante mit drei Teilen. Im ersten Abschnitt ging es um eine fundierte Übersicht über das Land. Für den zweiten Teilabschnitt war ein erzählerischer Beitrag vorgesehen. Im letzten Teil sollten Soldaten ihre „Heldentaten“ preisen. Karl May galt seit dem „blauroten Methusalem“ (zuerst „Kong-Kheou, das Ehrenwort“) als ausgewiesener Chinakenner. So wandte sich Kürschner an den sächsischen Autor, mit dem es bereits zu einer Zusammenarbeit gekommen war, und bat ihn um einen Beitrag. May befand sich in einer Zwickmühle. Das Ergebnis ist bekannt, er lieferte für das hurrapatriotische Sammelwerk seinen Beitrag „Et in terra pax!“. Da sich der Autor vertraglich abgesichert hatte, musste der Verleger das Werk so drucken. Für die Buchausgabe (Fehsenfeld) unter dem Titel „Und Friede auf Erden“ schrieb er einen rund 150 Seiten neuen Schluss, der „nur schwer lesbar“ sei (Brenner). In diesem Teil beschrieb May die Utopie einer Welt, die gänzlich ohne Polizei auskomme, wobei ein Geheimbund „Sen“ eine wichtige Rolle spielte. In diesem Buch kam Karl May völlig ohne sein bisheriges Arsenal an Gewaltszenen aus. Selbst führte er sie nicht mehr aus, aber immerhin beschrieb er sie noch bei anderen. Damit verabschiedete sich May jedoch von seiner (bisherigen) Geschäftsgrundlage.

Im letzten Referat des Tages „Giftgemisch im Schreiberhause oder Karl May in den Schluchten der Psyche“ befasste sich Ulrich Scheinhammer-Schmid mit „Emma Pollmer“. Zuerst bekannte sich der Vortragende dazu, ihm sei zu der Studie „nichts eingefallen“, da er eben kein Psychologe sei. Der Dozent ließ offen, ob die Verwendung dieser Schrift für Mays Scheidungsverfahren sinnvoll gewesen sei. Doch dann trug der Referent einige bemerkenswerte Details zusammen. Rein formal sei der Titel ein Name einer Person. Studie war damals als Bezeichnung üblich für eine Beschreibung eines Vorgangs (eher im experimentellen Bereich), die ein Beobachter möglichst neutral kommentierte. So beschrieb May das Milieu der Vorfahren, um daraus einen zweifelhaften (eitel, gefallsüchtig) Charakter Emma Pollmers abzuleiten. Von den Pollmerschen Dämonen, denen er ausgeliefert sei, zitierte Scheinhammer-Schmid den Verfasser der Studie. Es sei nur seiner robusten Gesundheit zu verdanken, dies alles ertragen zu haben. May zeichnete von sich selbst das Bild eines in Wohlstand lebenden Erfolgsschriftstellers. Von seinen jahrelangen Geldsorgen, von einer schwankenden psychischen Gesundheit sprach er dagegen nicht. Auch nicht von der Tatsache, dass er immerhin eine zwanzigjährige Ehe mit Emma führte, so der Vortragende.

Am nächsten Tag nahm Dr. Sebastian Susteck den Begriff des Wiedergängers ganz wörtlich, denn in Winnetou IV seien die alten Probleme nicht abgeschlossen. Deshalb etwa muss May/Old Shatterhand wieder in den Wilden Westen reisen, zu einer Abrechnung, der Ereignisse von vor dreißig Jahren. Tangua, Tatellah-Satah warten auf ihn. Im Wesentlichen ging es um den Bau eines Winnetou-Denkmal, das er als für verhindern trachtete. Als Grundlage dient dem Autor May/Shatterhand eine tatsächliche Reise nach Amerika, interessanterweise mit seiner Frau Klara. Einen Bezug zum Alter setzte er damit, als er betonte, wie rüstig er noch sei. Auch der Hinweis auf den Einsatz moderner Technik fehlt nicht, als das Herzle (Klara) mit einem Projektor ein Bild Winnetous (Sascha Schneider) auf einen Wasserfall projiziert. Durch das nach unten fließende Wasser schien es, als ob Winnetou nach oben steige. Mit dem Jungen Adler, der mit einem Fluggerät in die Höhe stieg, zeigte May, dass er in der Moderne angekommen war.

In seinem Beitrag „Karl Mays Ästhetik“ befasste sich Hans-Rüdiger Schwab mit von der Forschung vernachlässigten „Briefe über Kunst“. Er kommentierte die Briefe so umfassend und sachkundig, dass man den Stellenwert von Mays Arbeit viel mehr würdigen muss.

Mit Christine Starck, die eine Dissertation über Sascha Schneider verfasste, beleuchtete eine kompetente Expertin das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Maler und dem Schriftsteller. Sie wartete mit der interessanten Feststellung auf, dass Schneider bis zu ihrer ersten Begegnung Karl May überhaupt nicht kannte. Zunächst stellte sie das Bild vor, das in Karl-May-Kreisen als „Codem“ bekannt ist. Dann erläuterte sie die Symbolik einiger der als Auftragsarbeit entstandenen Titelbilder, die der Maler für die Fehsenfeld-Ausgabe anfertigte. Für besonders gelungen hielt Schneider den Entwurf zu „Weihnacht“ (im oberen Teil ist ein Weihnachtsbaum zu sehen, wie er auf Weihnachtspostkarten zur damaligen Zeit üblich war. Darunter windet sich aus dem Stamm eine Schlange ...). Wohl als Zeichen seines besonderen Vertrauens offenbarte Sascha Schneider dem Schriftsteller seine Homosexualität. Das war für May kein Grund, den Künstler gering zu schätzen. Ganz im Gegenteil, der Autor fühlte sich mit diesem Geständnis dem Maler erst recht verbunden, denn er musste mit den Münchmeyerromanen auch etwas verheimlichen (darauf wies Hartmut Vollmer aus dem Publikum auf diesen aus Briefen bekannten Umstand hin).

Für Winnetou I wählte der Sascha Schneider die Parabel Kain und Abel als Titel. Er wollte damit auf das Verhältnis zwischen den Weißen und den Indianern hinweisen. [Ein Zusammenhang, der sich für den Leser nicht so einfach erschließt.] Das für Winnetou III geschaffene Titelbild musste Karl May wohl besonders beeindrucken, denn es zeigt als einziges Mal den Titelhelden, wie er als Edelindianer empor strebt.

Der Rhetorik-Professor Gerd Ueding erwies sich in seinem Beitrag als außerordentlich wortmächtig. Gleich am Anfang verwies er darauf, wie May es gelang, statt seine überschäumende Energie in Handlungen auszuleben diese dann wieder zurück zu verwandeln in phantasievolles Schreiben. Den realen Mühen der Schreibarbeit war Ueding auf der Spur in Mays Text „Freuden eines Vielgelesenen“. Von 16 Stunden Schreibtischarbeit war dort die Rede, die in diesem Fall immer wieder von zahlreichen Störungen unterbrochen war. Parallelen zwischen OS und dem wenig tauglichen Carpio sind wohl kein Zufall. Unter der humorvollen Oberfläche zeigte sich die harte Fron der Schreibtischarbeit.

Als Fazit des Symposiums betonte Hans-Rüdiger Schwab, „ja der Autor gehört zur Moderne, ganz eindeutig“, wie er in der Abschlussdiskussion ausführte. Einen anderen Akzent setzte allerdings Gert Ueding (Lehrstuhl für Rhetorik emeritus), denn er meinte, der Begriff der Moderne sei so unpräzise, dass er sich für die Beschreibung einer Epoche gar nicht eigne.